

Melanie Wengert

Einmal Chile und zurück

Melanie Wengert

Einmal Chile
und zurück

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Melanie Wengert

1. Aufl. 2022

Lektorat: Renate Jung

Umschlaggestaltung: UNIQUE Logo & Brand Design

Marina Rudolph

Satz & Layout: Verena Blumenfeld – Veanyu Buchdesign

Weitere Mitwirkende: Sarah Rubal und Angela Zigann

Verlag & Druck:

tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg,
Germany

ISBN Softcover: 978-3-347-80071-7

ISBN Hardcover: 978-3-347-80072-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

1. Aufbruch zu einem ganz großen Abenteuer	7
2. Herzlich willkommen in Santiago de Chile.....	11
3. Los Copihues.....	25
4. Es lo que hay – Es ist, wie es ist – Mein Tagesablauf	31
5. Die Lehrerinnen und Lehrer, die Helfer, die Volontarios und die WG.....	45
6. Cerro San Cristóbal – Schöne Aussichten	55
7. Gegensätze – Arm oder Reich in Santiago de Chile	58
8. Das Derby – Fußball und Pferderennen.....	69
9. Die Schönheit des Landes	76
10. Adiós Chile – Mein Abschied von Chile.....	90
11. Ankunft in Deutschland	94
12. Bonus: Eine Gruselgeschichte.....	101

1. Aufbruch zu einem ganz großen Abenteuer

**Vom Dorf in die Millionenmetropole auf der
anderen Seite der Welt**

 eiselust hatte ich schon immer. Die habe ich sicherlich von meinem Vater geerbt. Auch mich hat es immer weit, weit weg gezogen.

Ich wuchs in einem 3.000-Seelen-Dorf sehr behütet auf. Hier war ich in der Grundschule und später im Nachbarort in der Realschule. Und das war schon ein Sprung, denn Schwäbisch Gmünd hat ungefähr 60.000 Einwohner. Dort gibt es ein großes Berufsschulzentrum, in dem ich mein Abitur absolvierte.

Nach meinem Abitur war ich ein Jahr lang als Praktikantin im Schwarzwald an einer Schule für Hörgeschädigte tätig. Das war in Heiligenbronn bei Schramberg im Landkreis Rottweil.

Zum Studium der Sozialen Arbeit ging ich anschließend nach Freiburg. Mit 230.000 Einwohnern war Freiburg für mich eine sehr große Stadt. Das war beeindruckend. Mit Straßenbahnen und allem drum und dran. In Schwäbisch

Gmünd haben wir ungefähr sechs Busgesellschaften. Wenn ich da den Bus mal verpasst hatte, konnte ich zur Not in manche Stadtteile auch laufen. Ich war bis dahin in meinem Leben auch höchstens dreimal mit dem Taxi gefahren.

Und dann wagte ich den Sprung von Freiburg nach Santiago de Chile, in eine Metropole mit knapp fünf Millionen Einwohnern.

Auf die Idee, eine Südamerikareise zu machen, kam ich über Sarah, eine Mitbewohnerin in meiner WG in Freiburg, die in Peru gewesen war. Zuvor hatte ich mal in meinem Heimatort einen Vortrag eines jungen Mannes namens Peter Kübler besucht, der über seine Erfahrungen in Paraguay berichtete. Dieser Vortrag hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck, da er zeigte, dass wir Menschen helfen und wirklich etwas bewegen können.

Während meines Studiums musste ich zwei Praxissemester mit einem Umfang von 100 Tagen Praxis absolvieren. In der Gestaltung der Praxissemester waren wir recht frei, und so dachte ich, dass ich ein Praxissemester in Südamerika machen will. Ich war neugierig darauf, einmal das gewohnte Umfeld zu verlassen und mich auf die ärmlichen Verhältnisse, von denen in dem Vortrag die Rede war, einzustellen. Ich wollte einmal so bescheiden leben und eine andere Kultur kennenlernen. Vielleicht wollte ich auch mich selbst besser kennenlernen. Ich war jung und sicherlich auf der Suche nach mir selbst, und ich fand es spannend herauszufinden, wer ich eigentlich wirklich war. Natürlich wollte ich auf dieser Reise auch eine andere Sprache kennenlernen. In der Schule hatte ich drei Jahre Spa-

nisch gehabt und freute mich darauf, mein Spanisch zu verbessern und die Sprache anwenden zu können.

Nachdem die Entscheidung für Südamerika feststand, fiel meine engere Wahl auf Chile, denn Chile gilt als eines der sichersten Länder Südamerikas. Das beruhigte sicherlich auch meine Familie. Meine Eltern beeinflussten mich nicht in meiner Entscheidung; sie ließen mich immer schon machen, was ich wollte, und unterstützten mich. Meine Großeltern machten sich etwas mehr Sorgen, was meine Entscheidung betraf.

Ich fand es spannend, wie es werden würde, an Weihnachten nicht zuhause zu sein, Neujahr mal nicht kurz übers Wochenende nach Hause kommen zu können, sondern wirklich ein halbes Jahr lang weit, weit weg zu sein.

Ich wollte mir beweisen, dass ich das kann. Es fühlte sich an wie ein ganz großes Abenteuer.

Menschen zu helfen liegt wahrscheinlich all denen in den Genen, die ein soziales Studium machen. Ich hoffte, dass ich in dem Praxissemester mit meiner Arbeitskraft und meinem Einsatz dort Menschen wirklich würde helfen können.

Über meine Recherche im Internet fand ich eine Agentur mit dem Namen »ContactChile«, die Unterkünfte, Praktika und Spanischkurse in Chile vermittelte. Recht schnell meldete sich Marie Louise Kassner von der Agentur bei mir, und wir tauschten uns telefonisch und per E-Mail aus. Da ich in der Schule als Praktikantin Erfahrungen mit Hörgeschädigten gesammelt hatte, kam sie auf die Idee, mich in der »Fundación Coanik«, der größten Stiftung in ganz Chile für Menschen mit Behinderung, einzusetzen. Sie nahm Kontakt mit dem dortigen Leiter, Andres Lerdo de Tejada, auf, der als Einsatzort die Schule »Los Copihues« vorschlug.

»Los Copihues« war, nebenbei bemerkt, die Bezeichnung für die Chilenische Glockenblume, die Nationalblume Chiles. Alle Einrichtungen der Stiftung Coanil hatten Blumennamen. Von diesen Pflanzen gibt es zahlreiche sehr schöne Exemplare.

Dann ging alles ganz schnell. Die Hochschule genehmigte das Praktikum. Ich buchte die Flüge und packte meinen Koffer.

In meiner naiven Vorstellung war es in Südamerika immer warm, und so nahm ich nur eine dünne Regenjacke mit. Ansonsten packte ich jedoch jede Menge Klamotten ein, da ich mir ebenso vorstellte, dass Chile ein armes Land sei und ich da vielleicht gar nichts einkaufen könne. Deshalb hielt ich es auch für sehr sinnvoll, ganz viele Zahnbürsten mitzunehmen. In den Koffer kam noch mein Laptop, den ich brauchte, um den Praktikumsbericht und eine ausführliche Analyse über meine Beobachtungen für das Studium zu schreiben. Ich sollte auch regelmäßig Kontakt zur Hochschule halten. Wie sich später herausstellte, konnte ich dafür meinen Laptop gar nicht nutzen, da es in meiner Unterkunft keinen Internetempfang gab. Zu guter Letzt musste die Digitalkamera noch verstaut werden – ein Smartphone gab es noch nicht.

Am 25. August 2005 war es soweit. Mit 21 Jahren, als Studentin gerade erst im 3. Semester, flog ich für sechs Monate nach Santiago de Chile, auf die andere Seite der Welt.



2. Herzlich willkommen in Santiago de Chile

**Unerwartete Begrüßungen und ein erster Kul-
turschock**

Los ging es von Stuttgart. Von dort flog ich bis Frankfurt und dann mit einem Zwischenstopp in São Paulo, nach Santiago de Chile. Um die 20 Stunden war ich unterwegs. Als ich in den Flieger stieg, war es

in Deutschland Hochsommer, und ich malte mir während des Fluges ein Südamerika mit nahezu immerwährendem Sonnenschein aus. Doch als wir Santiago de Chile erreichten, kam die Durchsage: »Herzlich willkommen. Santiago de Chile. 0 Grad. Regen.« Am Tag meiner Ankunft herrschte in Santiago de Chile also schlichtweg Winter. Es war kalt, es war nass, es war grau, es war windig, es war einfach alles andere als schön.

Am Flughafen wartete ein Taxi auf mich. Dass es für mich bestimmt war, erkannte ich an dem Schild, auf dem mein Name stand. Die Fahrt war von »ContactChile« organisiert worden. Ich stieg ein, und der Fahrer brachte mich zu meiner Wohnung in die Pio Nono.

Die Fahrt dauerte ungefähr 45 Minuten, und unterwegs gab es viele spannende Dinge zu sehen. Die ganze Strecke über fuhr das Taxi auf der langen Hauptstraße Ruta 68 und Av. Libertador Bernardo O’Higgins und damit an vielen wichtigen und interessanten Gebäuden der Hauptstadt vorbei. So sah ich auf der Fahrt den Regierungssitz La Moneda, »Estación Central« (den Zug- und Busbahnhof) und mehrere Kultureinrichtungen. Ein Hochhaus, das höher war als die anderen ringsherum und die Form eines Mobiltelefons hatte, tauchte vor mir auf. Von dort oben bot sich sicher ein grandioser Blick über die ganze Stadt. Es stand direkt am »Plaza Baquedano«, den ein ovaler Kreisverkehr umgab. Es war ein zentraler Platz in Santiago mit dem wichtigen Wahrzeichen des Reiterdenkmals, das General Baquedano darstellt. Hier trafen sich die Menschen zum Feiern, aber auch zum Demonstrieren.

Das Taxi nutzte den Kreisverkehr des »Plaza Baquedano« und bog nach links in die Pio Nono. Wir überquerten den »Rio Mapocho«, der durch die Hauptstadt fließt.

Ich war angekommen. Da stand ich mit Sack und Pack allein auf der Straße vor einem hohen schwarzen Zaun. Niemand schien mich zu erwarten. Ich hielt nach einer Klingel Ausschau und stellte fest, dass es keine Klingel an dem Zaun gab. Durch den Zaun hindurch konnte ich das Haus sehen und auch, dass sich am Haus eine Klingel befand. Die galt es also zu erreichen. Da ich keine andere Möglichkeit sah, nahm ich meinen ganzen Mut und meine Willenskraft zusammen und schaffte es so tatsächlich, über den hohen gezackten, noch dazu etwas rostigen Zaun zu klettern. Dabei ging leider meine Hose kaputt. Immerhin blieb mein Gepäck ganz, und ich stand jetzt vor dem Haus und drückte auf den Klingelknopf. Die Klingel funktionierte nicht. Ich hatte mir den Empfang anders ausgemalt. Ich hatte gehofft, da würden Leute mit einem Willkommensschild stehen, und vielleicht hätten sie sogar auch den Türrahmen mit einer Girlande geschmückt.

Irgendwann kam jemand aus dem Gebäude, und ich ergriff die Chance der geöffneten Tür und gelangte ins Haus. Endlich stand ich vor der Wohnung meines Vermieters und konnte an seine Tür klopfen. Die Tür öffnete sich, und vor mir stand ein verschlafener junger Mann im Bademantel. Das war Rodrigo, mein Vermieter, Sohn reicher Eltern, der angeblich einen Abschluss in Betriebswirtschaftslehre haben sollte, jetzt jedoch überwiegend als Wohnungsbesitzer und als Vermieter tätig war. Vier Zimmer des Appartements, das im 4. Stock lag, vermietete Rodrigo das ganze Jahr über an Fremde. Rodrigo war anscheinend sehr begehrt, denn immer wieder gingen junge Frauen bei ihm ein und aus. Mir gegenüber hielt sich sein Charme aber in Grenzen. Nicht unbedingt zum Reden aufgelegt, zeigte er mir mein Zimmer. »Das ist dein Zimmer, und den Rest

findest du schon raus«, meinte er nur, bevor er wieder in seinem Zimmer verschwand. Später am Tag fuhr er mit mir noch, leicht genervt, aber diesmal angezogen, zu einem Bankautomaten, damit ich Geld abheben konnte. Am ersten Tag bekam ich auch seinen Vater zu Gesicht. Er trug Anzug und Krawatte, war recht füllig und machte so ganz den Eindruck eines gut verdienenden Geschäftsmanns.

Eine Luxusherberge war das winzige Zimmer wirklich nicht. Es war ein kleines Bad angeschlossen mit einer Dusche, einem Klo und einem winzigen Waschbecken. Leider ging die Gasterme nicht zuverlässig, sodass ich die meiste Zeit meines Aufenthalts kalt duschen musste. In der Küche funktionierten nur zwei Platten des Gasherds, der Backofen funktionierte gar nicht. Der Kühlschrank war auch defekt. Eine Heizung gab es nicht, und die Fenster hatten einen einfachen Holzrahmen mit Plexiglas. Bei 0 Grad und Regen war es doch etwas frisch in dem Zimmer. Ich legte mich erst einmal ins Bett. Vielleicht vor dem Einschlafen etwas Radio hören, dachte ich, Musik aus Santiago de Chile. Das Radio war auch kaputt.

Wegen des Jetlags, mit dem ich noch einige Tage zu kämpfen hatte, war ich schon um Mitternacht wieder wach und schlug mir die Nacht irgendwie um die Ohren.

Ich bemerkte, dass in der Küche der Teppich fleckig und die Küche überhaupt ganz schön dreckig war.

Dann dachte ich aber an Peter Kübler, der den Vortrag über Paraguay gehalten hatte. Er hatte dort viel, viel ärmerlicher gewohnt. Ich hatte wenigstens ein festes Dach eines fünfstöckigen Hauses über dem Kopf. Der Rest würde schon werden. Ich wollte sowieso nicht viel Zeit in meinem Zimmer, geschweige denn mit Kochen, verbringen.

Von meinem Fenster aus hatte ich in diesem Stockwerk eine wunderschöne Sicht auf die Anden, und unter mir befand sich ein Hinterhof der Pio Nono, einer lebendigen Ausgeh- und Flaniermeile.

Das Viertel, in dem ich wohnte, nannte sich »Barrio Bellavista« und war ein wunderschönes Künstlerviertel mit bunt, oft kunstvoll bemalten Häuserwänden, viel Musik, viel Kunst, Malerei und Kunsthhandwerk, im Spanischen »Artesanía« genannt, aus verschiedensten Materialien wie Keramik, Textilien, aber auch Papier, Schmuckhandwerk, auch aus Edelsteinen, Skulpturen, alles Mögliche, sehr bunt, sehr farbenfroh. Es gab viele Straßenhändler, aber auch Läden, in denen Obst und Gemüse und Lebensmittel verkauft wurden, dazu viele Boutiquen, Kneipen, Cafés und Restaurants.

Ich kam an einem Wochenende an und war, bis auf den Besitzer Rodrigo, den ich die ganze Zeit über nur selten zu Gesicht bekam, allein in dem Appartement. Bald zog noch Rebecca aus Heidelberg ein, eine Germanistikstudentin, die sich sehr für Touristik interessierte und deshalb ein Praktikum in einer Reiseagentur in einem Nobelviertel der Stadt machte, und Audun, Udwo ausgesprochen, sein Spitzname war allerdings Dudu, ein Mittzwanziger aus wohlhabenden Verhältnissen aus der Nähe von Paris, der an der Universidad de Chile, »La U« nannte er sie, Wirtschaft studierte. Das vierte Zimmer bewohnten Durchreisende, die immer nur einige Tage blieben. Eine dieser Reisenden hieß Lisa, und sie kam aus der Nähe von Rottweil. Später besuchte ich sie einmal in ihrem Zuhause, da ihre Eltern eine stationäre Einrichtung für Jugendliche betrieben, die ich geschäftlich für einen Klienten aufsuchen musste.

Ich beschloss, mir schon einmal die Sprachschule anzusehen, die ich ab Montag eine Woche lang besuchen würde. Ich wusste, dass sie ganz in der Nähe sein musste. Also zog ich Schuhe an und die einzige Jacke, die ich mitgenommen hatte – diese dünne lila Regenjacke, und machte mich auf den Weg. Es war noch immer nass, kalt und grau. Ich betrat die Pio Nono und bog gleich um die erste Ecke. Dort im Straßengraben lag eine tote, wohl von anderen Tieren aufgerissene Katze mit heraushängenden, eitrigen Gedärmen. Das war heftig auf nüchternen Magen. So etwas hatte ich vorher noch nicht gesehen. Ich löste mich von diesem trostlosen Anblick und ging weiter. Dabei wurde ich bald von einigen Hunden, fünf oder sechs Stück, begleitet, Straßenhunde, von denen es zu der Zeit viele in Santiago gab, die einen ebenso trostlosen Eindruck machten.

Ich war sehr froh, als ich die Sprachschule erreichte. Sie sah nett aus, wie ein kleines Hexenhäuschen aus einem Märchen. Hinter dem Zaun gab es einen schönen Garten, alles war recht grün. Das gab mir wieder Hoffnung, und ich wusste, dass ich bis Montag durchhalten würde und dann endlich auf Leute treffen würde. Ich entdeckte ein Plakat, das auf eine Ausstellung von Salvador Dalí im »Centre Cultural Estación Mapocho« hinwies. Dieses Kulturzentrum, ein ehemaliger, jetzt stillgelegter Bahnhof, befand sich ganz in der Nähe. So besuchte ich an meinem ersten Tag in Santiago de Chile eine Salvador-Dalí-Ausstellung.

Im Anschluss daran musste ich unbedingt etwas essen, denn ich war mit leerem Magen aufgebrochen. In einem Fastfood-Restaurant »Comercial American Chicken Chile Lida« wagte ich meine erste Bestellung auf Spanisch:

Hähnchen mit Teigtaschen und einem Törtchen, und aß mit großem Appetit alles auf. Neu für mich war, dass die Mitarbeiter und der Chef mir beim Essen zusahen und mir eine Orange und einen Becher Kaffee schenkten. Dafür musste ich versprechen wiederzukommen.

Am Montag begann der Sprachkurs. Ohne Frühstück – da sonntags alle Läden im Umkreis der Pio Nono geschlossen hatten, hatte ich nichts einkaufen können – ging ich aus der Wohnung. Ich war sehr gespannt auf das, was mich in der Sprachschule erwartete und auf wen ich dort treffen würde. Als ich die Sprachschule betrat, begegnete mir als Erstes Katja. Und ab da war alles besser, denn nun war ich nicht mehr ganz allein die Fremde in der großen Stadt. Katja stammte aus der Schweiz und absolvierte in Santiago de Chile ein Praktikum in einem Kindergarten. Wir freudeten uns sofort an, und diese Freundschaft hat bis heute Bestand.

Nach und nach kamen die anderen, die auch an diesem einwöchigen Sprachkurs teilnahmen, dazu. Zu Beginn gab es einen kleinen Einstufungstest, nach dessen Ergebnis wir einer Gruppe zugeteilt wurden. Ich kam in die Gruppe, die den Schwerpunkt des Spanischunterrichts auf die Vermittlung der Vergangenheitsformen legte. Zufällig war Katja auch in dieser Gruppe. Die ganze Woche lang übte ich also vor allem die Vergangenheitsformen im Spanischen. Im Nachhinein denke ich, dass der Schwerpunkt für mich auf dem Imperativ hätte liegen sollen. Denn den brauchte ich in meiner tagtäglichen Arbeit mit den Kindern: »Setz dich, sei ruhig!«, und so. Ansonsten sprach ich meistens in der Gegenwartsform, nur in Unterhaltungen mit den Lehrerin-

nen und Lehrern hatte ich Gelegenheit, auch einmal die Vergangenheitsform anzuwenden.

Der Sprachlehrer war sehr klein und überaus korrekt in seiner Art. In unserer Gruppe waren noch Ana aus Brasilien, die sehr temperamentvoll war, Sean aus den USA, Hendrik und Heike aus Bielefeld, die beide zusammen unterwegs waren, Dominique aus der Schweiz, Morten und Tim aus Norddeutschland. Ich lernte in der Sprachschule viele Leute kennen, die zur gleichen Zeit wie ich in Südamerika waren.

Am ersten Abend gab es einen Kennenlernabend im »Plaza Blue«, einem Lokal gleich um die Ecke, in der Pio Nono. Dort trafen wir uns dann jede Woche regelmäßig. Später wechselten wir in die Kneipe »Es lo que hay« etwas abseits der Pio Nono. Über die Sprachschule wurden auch immer wieder kleine Ausflüge angeboten. Es war sehr schön, so viele verschiedene Leute kennenzulernen und auch gemeinsame Unternehmungen machen zu können. Daher war die Sprachschule ein wichtiger Anker für meine Zeit in Chile.

An meinem ersten Arbeitstag musste ich auf die andere Seite des Flusses, um in den Stadtteil Ñuñoa zu gelangen. Dort befand sich das Büro »ContactChile«. Ich betrat das Büro und lernte nun Marie Louise Kassner persönlich kennen, mit der ich zuvor nur telefoniert hatte. Mit ihr fuhr ich dann zum Hauptquartier der »Fundación Coanil« und lernte dort auch den Leiter für die südliche Region, Andrés Lerdo de Tejada, kennen. Er bat mich, von mir zu erzählen, und so versuchte ich, ihm meinen Lebenslauf auf Spanisch herunter zu stottern. Ich erzählte ihm, dass ich im Schwarzwald mit gehörlosen Kindern gearbeitet habe. Gehörlos heißt auf

Spanisch »sordos«, doch aus Versehen und Aufregung sagte ich »gordos«, was im Deutschen »fett« bedeutet. Der Leiter sah mich etwas irritiert an und fragte noch einmal nach, ob ich tatsächlich mit fetten Kindern gearbeitet hätte. Erst da bemerkte ich meinen Fehler und korrigierte mich schnell.

Andrés erzählte sehr viel über die Stiftung und deren Auftrag in Chile. Wie schon erwähnt, war die »Fundación Coanil« die größte und damit auch wichtigste Stiftung in Chile für Menschen mit (so schreibt es die Stiftung: intellektueller) Behinderung. In allen Regionen gab es Einrichtungen für alle Formen und Schweregrade von Behinderung. Sie wurde 1974 ins Leben gerufen und setzte sich zum Ziel, allen Menschen mit Behinderung, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, durch Unterstützung, Bildung und verschiedene Aktivitäten Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu ermöglichen.

Die Bildungszentren trugen jeweils Blumennamen. Ich würde heute »meine« Schule »Los Copihues«, die chilenische Glockenblume und gleichzeitig Nationalblume, kennenlernen. Andrés erwähnte in seinen Ausführungen nicht, dass die Schule in einem Viertel der Stadt lag, mit einer sehr hohen Kriminalitätsrate.

Das Viertel »La Legua« ist eines der ältesten Viertel in Santiago de Chile. Sein Name leitete sich davon ab, dass es nur eine Légua, eine gute Meile, von der Plaza de Armas entfernt war, von der aus Santiago de Chile seinen Anfang nahm und sich zur Metropole entwickelte. Ab den 1930er Jahren siedelten sich in La Legua politisch engagierte und kommunistisch orientierte Arbeiter und Bauern an, die in der Hauptstadt eine Beschäftigung suchten. Notunterkünfte

kamen in den 1950er Jahren hinzu. Das Viertel war beliebt, da es wegen seines sozialen Engagements eine reiche Kultur und einen ganz einmaligen Charakter bildete. So war La Legua das einzige Viertel, das in den 1970er Jahren aktiven Widerstand gegen die Militärdiktatur leistete.

1981, während der Militärdiktatur, wurde La Legua der Barrio beziehungsweise dem Bezirk (der Gemeinde) San Joaquín zugeordnet.

In den letzten Jahren geriet La Legua durch verbreitete Kriminalität, Gewalt und massiven Drogenhandel in Verzug. Dies stigmatisierte die Einwohner. Ausgrenzung, Isolation und Armut nahmen zu. Sehr viele Menschen lebten unterhalb der Armutsgrenze. Im Viertel herrschten Clans und Mafiastrukturen. Der Staat griff mit verschiedenen Maßnahmen ein. Die Schule »Los Copihues« der »Fundación Coanik« stellte mit ihrem Auftrag von Bildung und Integration ein Stück weit einen Ausgleich zu einem ansonsten ausweglosen Alltag dar. Außerdem verhalf sie Menschen aus dem Viertel zu einem Arbeitsplatz.

Andrés, Marie Louise und ich machten uns mit dem Auto auf den Weg zur Schule. Es war eine 20-minütige Fahrt Richtung Süden durch die Stadt. Wir fuhren die ganze Zeit eine breite Straße, die Vicuña Mackenna, entlang, die parallel zur Metro verlief.

An meinem ersten Arbeitstag war ich einfach aufgeregt, und so registrierte ich nur mit einem Auge, wie die Gegend sich zunehmend veränderte. Die Häuser wurden immer flacher und sahen auch nicht mehr so hübsch aus und hatten nur Wellblechdächer. Der Verkehr nahm ab, es fuhren weniger Busse, und es waren weniger Leute auf der Straße. Andrés verriegelte heimlich die Türen seines Autos, be-